

Herausgegeben von
Alexander Mitscherlich · Angela Richards · James Strachey †

Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens (1911) · Einige Bemerkungen über den Begriff des Unbewußten in der Psychoanalyse (1912) · Zur Einführung des Narzißmus (1914) · Triebe und Tribschicksale (1915) · Die Verdrängung (1915) · Das Unbewußte (1915) · Metapsychologische Ergänzung zur Traumlehre (1917 [1915]) · Trauer und Melancholie (1917 [1915]) · Jenseits des Lustprinzips (1920) · Das Ich und das Es (1923) · Neurose und Psychose (1924 [1923]) · Das ökonomische Problem des Masochismus (1924) · Der Realitätsverlust bei Neurose und Psychose (1924) · Notiz über den ›Wunderblock‹ (1925 [1924]) · Die Verneinung (1925) · Fetischismus (1927) · Die Ichspaltung im Abwehrvorgang (1940 [1938])

SIGMUND FREUD

Studienausgabe

Psychologie des Unbewußten

BUCHCLUB EX LIBRIS ZÜRICH

Die Freud-Studienausgabe erscheint im Rahmen der Reihe
 Conditio humana
 Ergebnisse aus den Wissenschaften vom Menschen

Ungekürzte Lizenzausgabe für den Buchclub Ex Libris Zürich
 Für sämtliche Freud-Texte:
 © S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main, 1975
 Für das aus der *Standard Edition of the Complete Psychological Works of Sigmund Freud* entnommene Material:
 © The Institute of Psycho-Analysis, London, und Angela Richards, Eynsham, 1975
 Für zusätzliches editorisches Material:
 © Angela Richards, Eynsham, 1975
 Alle Rechte, auch die des Abdrucks im Auszug
 und der photomechanischen Wiedergabe, vorbehalten.
 Satz: Buchdruckerei Eugen Göbel, Tübingen
 Druck: Gutmann + Co., Heilbronn
 Bindearbeiten: Burkhardt AG, Zürich
 Printed in Germany 1976

INHALT

Zu diesem Band	9
FORMULIERUNGEN ÜBER DIE ZWEI PRINZIPIEN DES PSYCHISCHEN GESCHEHENS (1911)	13
Editorische Vorbemerkung	15
EINIGE BEMERKUNGEN ÜBER DEN BEGRIFF DES UNBEWUSSTEN IN DER PSYCHOANALYSE (1912)	25
Editorische Vorbemerkung	27
ZUR EINFÜHRUNG DES NARZISSMUS (1914)	37
Editorische Vorbemerkung	39
DIE METAPSYCHOLOGISCHEN SCHRIFTEN VON 1915	69
Editorische Einleitung	71
TRIEBE UND TRIEBSCICKSALE (1915)	75
Editorische Vorbemerkung	76
DIE VERDRÄNGUNG (1915)	103
Editorische Vorbemerkung	105
DAS UNBEWUSSTE (1915)	119
Editorische Vorbemerkung	121
I. Die Rechtfertigung des Unbewußten	125
II. Die Vieldeutigkeit des Unbewußten und der topische Ge- sichtspunkt	131
III. Unbewußte Gefühle	136
IV. Topik und Dynamik der Verdrängung	139
V. Die besonderen Eigenschaften des Systems <i>Ubw</i>	145
VI. Der Verkehr der beiden Systeme	149

Einige Bemerkungen über den Begriff des Unbewußten in der Psychoanalyse

sen psychischen Kategorie teilnimmt, die uns durch andere, bedeutendere Charakterzüge bekannt ist, und daß er zu einem System psychischer Tätigkeit gehört, das unsere vollste Aufmerksamkeit verdient. Der Wert des Unbewußten als Index hat seine Bedeutung als Eigenschaft bei weitem hinter sich gelassen. Das System, welches sich uns durch das Kennzeichen kundgibt, daß die einzelnen Vorgänge, die es zusammensetzen, unbewußt sind, belegen wir mit dem Namen »das Unbewußte«, in Ermangelung eines besseren und weniger zweideutigen Ausdruckes. Ich schlage als Bezeichnung dieses Systems die Buchstaben »Ubw«, eine Abkürzung des Wortes »Unbewußt« vor.

Dies ist der dritte und wichtigste Sinn, den der Ausdruck »unbewußt« in der Psychoanalyse erworben hat.

Zur Einführung des Narzißmus

(1914)

Paranoiker vom Weltuntergang findet¹. Endlich folgern wir für die Unterscheidung der psychischen Energien, daß sie zunächst im Zustande des Narzißmus beisammen und für unsere grobe Analyse ununterscheidbar sind und daß es erst mit der Objektbesetzung möglich wird, eine Sexualenergie, die Libido, von einer Energie der Ichtriebe zu unterscheiden².

Ehe ich weitergehe, muß ich zwei Fragen berühren, welche mitten in die Schwierigkeiten des Themas leiten. Erstens: Wie verhält sich der Narzißmus, von dem wir jetzt handeln, zum Autoerotismus, den wir als einen Frühzustand der Libido beschrieben haben?³ Zweitens: Wenn wir dem Ich eine primäre Besetzung mit Libido zuerkennen, wozu ist es überhaupt noch nötig, eine sexuelle Libido von einer nicht sexuellen Energie der Ichtriebe zu trennen? Würde die Zugrundelegung einer einheitlichen psychischen Energie nicht alle Schwierigkeiten der Sonderung von Ichtriebenenergie und Ichlibido, Ichlibido und Objektlibido ersparen?⁴ Zur ersten Frage bemerke ich: Es ist eine notwendige Annahme, daß eine dem Ich vergleichbare Einheit nicht von Anfang an im Individuum vorhanden ist; das Ich muß entwickelt werden. Die autoerotischen Triebe sind aber uranfänglich; es muß also irgend etwas zum Autoerotismus hinzukommen, eine neue psychische Aktion, um den Narzißmus zu gestalten.

Die Aufforderung, die zweite Frage in entschiedener Weise zu beantworten, muß bei jedem Psychoanalytiker ein merkliches Unbehagen erwecken. Man wehrt sich gegen das Gefühl, die Beobachtung für sterile theoretische Streitigkeiten zu verlassen, darf sich dem Versuch einer Klärung aber doch nicht entziehen. Gewiß sind Vorstellungen wie die einer Ichlibido, Ichtriebenenergie und so weiter weder besonders klar faßbar noch inhaltsreich genug; eine spekulative Theorie der betreffenden Beziehungen würde vor allem einen scharf umschriebenen Begriff zur Grundlage gewinnen wollen. Allein ich meine, das ist eben der Unterschied zwischen einer spekulativen Theorie und einer auf Deutung der

¹ [S. Anm. 3, oben, S. 42.] Es gibt zwei Mechanismen dieses Weltunterganges, wenn alle Libidobesetzung auf das geliebte Objekt abströmt und wenn alle in das Ich zurückfließt.

² [Einiges zur Entwicklung der Ansichten Freuds über die Triebe findet sich in der »Editorischen Vorbemerkung« zu »Triebe und Triebchicksale« (1915 c), S. 77 ff.]

³ [S. die zweite von Freuds *Drei Abhandlungen* (1905 d), *Studienausgabe*, Bd. 5, S. 88-9.]

⁴ [Vgl. eine Bemerkung zu dieser Passage in der »Editorischen Vorbemerkung« zu »Triebe und Triebchicksale« (1915 c), unten, S. 79.]

Empirie gebauten Wissenschaft. Die letztere wird der Spekulation das Vorrecht einer glatten, logisch unantastbaren Fundamentierung nicht neiden, sondern sich mit nebelhaft verschwindenden, kaum vorstellbaren Grundgedanken gerne begnügen, die sie im Laufe ihrer Entwicklung klarer zu erfassen hofft, eventuell auch gegen andere einzutauschen bereit ist. Diese Ideen sind nämlich nicht das Fundament der Wissenschaft, auf dem alles ruht; dies ist vielmehr allein die Beobachtung. Sie sind nicht das Unterste, sondern das Oberste des ganzen Baues und können ohne Schaden ersetzt und abgetragen werden. Wir erleben dergleichen in unseren Tagen wiederum an der Physik, deren Grundanschauungen über Materie, Kraftzentren, Anziehung und dergleichen kaum weniger bedenklich sind als die entsprechenden der Psychoanalyse¹.

Der Wert der Begriffe: Ichlibido, Objektlibido liegt darin, daß sie aus der Verarbeitung der intimen Charaktere neurotischer und psychotischer Vorgänge stammen. Die Sonderung der Libido in eine solche, die dem Ich eigen ist, und eine, die den Objekten angehängt wird, ist eine unerläßliche Fortführung einer ersten Annahme, welche Sexualtriebe und Ichtriebe voneinander schied. Dazu nötigte mich wenigstens die Analyse der reinen Übertragungsneurosen (Hysterie und Zwang), und ich weiß nur, daß alle Versuche, von diesen Phänomenen mit anderen Mitteln Rechenschaft zu geben, gründlich mißlungen sind.

Bei dem völligen Mangel einer irgendwie orientierenden Triebtheorie ist es gestattet oder besser geboten, zunächst irgendeine Annahme in konsequenter Durchführung zu erproben, bis sie versagt oder sich bewährt. Für die Annahme einer ursprünglichen Sonderung von Sexualtrieben und anderen, Ichtrieben, spricht nun mancherlei nebst ihrer Brauchbarkeit für die Analyse der Übertragungsneurosen. Ich gebe zu, daß dieses Moment allein nicht unzweideutig wäre, denn es könnte sich um indifferente psychische Energie handeln², die erst durch den Akt der Objektbesetzung zur Libido wird. Aber diese begriffliche Scheidung entspricht erstens der populär so geläufigen Trennung von Hunger und Liebe. Zweitens machen sich *biologische* Rücksichten zu ihren Gunsten geltend. Das Individuum führt wirklich eine Doppelexistenz als sein Selbstzweck und als Glied in einer Kette, der es gegen, jedenfalls ohne seinen Willen dienstbar ist. Es hält selbst die Sexualität für eine seiner Absich-

¹ [Über diesen Gedankengang verbreitet sich Freud in der Einleitungspassage seiner Arbeit »Triebe und Triebchicksale« (1915 c), unten, S. 81.]

² [Dieser Gedanke taucht in *Das Ich und das Es* (1923 b), unten, S. 311, erneut auf.]

ten, während eine andere Betrachtung zeigt, daß es nur ein Anhängsel an sein Keimplasma ist, dem es seine Kräfte gegen eine Lustprämie zur Verfügung stellt, der sterbliche Träger einer – vielleicht – unsterblichen Substanz, wie ein Majoratsherr nur der jeweilige Inhaber einer ihn überdauernden Institution. Die Sonderung der Sexualtriebe von den Ichtrieben würde nur diese doppelte Funktion des Individuums spiegeln¹. Drittens muß man sich daran erinnern, daß all unsere psychologischen Vorläufigkeiten einmal auf den Boden organischer Träger gestellt werden sollen. Es wird dann wahrscheinlich, daß es besondere Stoffe und chemische Prozesse sind, welche die Wirkungen der Sexualität ausüben und die Fortsetzung des individuellen Lebens in das der Art vermitteln². Dieser Wahrscheinlichkeit tragen wir Rechnung, indem wir die besonderen chemischen Stoffe durch besondere psychische Kräfte substituieren.

Gerade weil ich sonst bemüht bin, alles andersartige, auch das biologische Denken, von der Psychologie fernzuhalten, will ich an dieser Stelle ausdrücklich zugestehen, daß die Annahme gesonderter Ich- und Sexualtriebe, also die Libidotheorie, zum wenigsten auf psychologischem Grunde ruht, wesentlich biologisch gestützt ist. Ich werde also auch konsequent genug sein, diese Annahme fallenzulassen, wenn sich aus der psychoanalytischen Arbeit selbst eine andere Voraussetzung über die Triebe als die besser verwertbare erheben würde. Dies ist bisher nicht der Fall gewesen. Es mag dann sein, daß die Sexualenergie, die Libido – im tiefsten Grund und in letzter Ferne –, nur ein Differenzierungsprodukt der sonst in der Psyche wirkenden Energie ist. Aber eine solche Behauptung ist nicht belangreich. Sie bezieht sich auf Dinge, die bereits so weit weg sind von den Problemen unserer Beobachtung und so wenig Kenntnisinhalt haben, daß es ebenso müßig ist, sie zu bestreiten, wie sie zu verwerten; möglicherweise hat diese Uridentität mit unseren analytischen Interessen sowenig zu tun wie die Urverwandtschaft aller Menschenrassen mit dem Nachweis der von der Erbschaftsbehörde geforderten Verwandtschaft mit dem Erblasser. Wir kommen mit all diesen Spekulationen zu nichts; da wir nicht warten können, bis uns die Entscheidungen der Triblehre von einer anderen Wissenschaft geschenkt werden, ist es weit zweckmäßiger zu versuchen, welches Licht

¹ [Die psychologische Bedeutung der Weismannschen Lehre vom Keimplasma wird von Freud weit ausführlicher in Kapitel VI von *Jenseits des Lustprinzips* (1920 g), unten, S. 254 ff., erörtert.]

² [S. eine editorische Fußnote zu ›Triebe und Triebchicksale‹ (1915 c), unten, S. 88, Anm. 3.]

durch eine Synthese der psychologischen Phänomene auf jene biologischen Grundrätself geworfen werden kann. Machen wir uns mit der Möglichkeit des Irrtums vertraut, aber lassen wir uns nicht abhalten, die ersterwählte¹ Annahme eines Gegensatzes von Ich- und Sexualtrieben, die sich uns durch die Analyse der Übertragungsneurosen aufgedrängt hat, konsequent fortzuführen, ob sie sich widerspruchsfrei und fruchtbringend entwickeln und auch auf andere Affektionen, z. B. die Schizophrenie, anwenden läßt.

Anders stünde es natürlich, wenn der Beweis erbracht wäre, daß die Libidotheorie an der Erklärung der letztgenannten Krankheit bereits gescheitert ist. C. G. Jung hat diese Behauptung aufgestellt (1912) und mich dadurch zu den letzten Ausführungen, die ich mir gern erspart hätte, genötigt. Ich hätte es vorgezogen, den in der Analyse des Falles Schreber betretenen Weg unter Stillschweigen über dessen Voraussetzungen bis zum Ende zu gehen. Die Behauptung von Jung ist aber zum mindesten eine Voreiligkeit. Seine Begründungen sind spärlich. Er beruft sich zunächst auf mein eigenes Zeugnis, daß ich selbst mich genötigt gesehen habe, angesichts der Schwierigkeiten der Schreber-Analyse den Begriff der Libido zu erweitern, das heißt seinen sexuellen Inhalt aufzugeben, Libido mit psychischem Interesse überhaupt zusammenfallen zu lassen. Was zur Richtigestellung dieser Fehldeutung zu sagen ist, hat Ferenczi in einer gründlichen Kritik der Jungschen Arbeit bereits vorgebracht (1913 b). Ich kann dem Kritiker nur beipflichten und wiederholen, daß ich keinen derartigen Verzicht auf die Libidotheorie ausgesprochen habe. Ein weiteres Argument von Jung, es sei nicht anzunehmen, daß der Verlust der normalen Realfunktion² allein durch die Zurückziehung der Libido verursacht werden könne, ist kein Argument, sondern ein Dekret; *it begs the question*, es nimmt die Entscheidung vorweg und erspart die Diskussion, denn ob und wie das möglich ist, sollte eben untersucht werden. In seiner nächsten großen Arbeit (1913 [339–40]) ist Jung an der von mir längst angedeuteten Lösung knapp vorbeigekommen: »Dabei ist nun allerdings noch in Betracht zu ziehen – worauf übrigens Freud in seiner Arbeit in dem Schreberschen Falle [1911 c] Bezug nimmt –, daß die Introversion der *Libido sexualis* zu

¹ [In den Ausgaben vor 1924: »ersterwählte«. In den späteren Ausgaben steht an dieser Stelle »ersterwähnte«, was keinen so klaren Sinn ergibt und vielleicht auf einem Druckfehler beruht.]

² [Die Formulierung stammt von Janet (1909): »*La fonction du réel*«. S. die Einleitungssätze zu ›Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens‹ (1911 b), oben, S. 17.]

Jan 05, 2011.

2015

100 an Se e l g e w i e f -

01510-010

Triebe und Tribschicksale

(1915)

Einzelheiten; erstmals schenkt er den Aggressions- und Destruktionstrieben besondere Aufmerksamkeit. Er hatte diese bis dahin wenig beachtet, ausgenommen in jenen Phänomenen, wo sie (wie in Sadismus und Masochismus) mit libidinösen Elementen verschmolzen sind; nun erörtert er sie in ihrer reinen Form und erklärt sie als Abkömmlinge des Todestriebes¹. Eine noch spätere Übersicht über das Thema findet sich in der zweiten Hälfte der 32. Vorlesung der *Neuen Folge* (1933 a), eine letzte Zusammenfassung schließlich in Kapitel II der posthumen Studie *Abriß der Psychoanalyse* (1940 a [1938]).

¹ Die »Editorische Vorbemerkung« zum *Unbehagen in der Kultur* enthält eine ausführlichere Darstellung der Entwicklung von Freuds Ansichten zu diesem Thema (s. *Studienausgabe*, Bd. 9, S. 194 ff.). Einige Bemerkungen über den Destruktionstrieb und die Möglichkeit seiner Sublimierung sind in zwei Briefen Freuds an Prinzessin Marie Bonaparte vom 27. Mai und 17. Juni 1937 enthalten. Die in diesem Zusammenhang wichtigen Sätze sind am Schluß der erwähnten Vorbemerkung (S. 196) abgedruckt.

Wir haben oftmals die Forderung vertreten gehört, daß eine Wissenschaft über klaren und scharf definierten Grundbegriffen aufgebaut sein soll. In Wirklichkeit beginnt keine Wissenschaft mit solchen Definitionen, auch die exaktesten nicht. Der richtige Anfang der wissenschaftlichen Tätigkeit besteht vielmehr in der Beschreibung von Erscheinungen, die dann weiterhin gruppiert, angeordnet und in Zusammenhänge eingetragen werden. Schon bei der Beschreibung kann man es nicht vermeiden, gewisse abstrakte Ideen auf das Material anzuwenden, die man irgendwoher, gewiß nicht aus der neuen Erfahrung allein, herbeiholt. Noch unentbehrlicher sind solche Ideen – die späteren Grundbegriffe der Wissenschaft – bei der weiteren Verarbeitung des Stoffes. Sie müssen zunächst ein gewisses Maß von Unbestimmtheit an sich tragen; von einer klaren Umzeichnung ihres Inhaltes kann keine Rede sein. Solange sie sich in diesem Zustande befinden, verständigt man sich über ihre Bedeutung durch den wiederholten Hinweis auf das Erfahrungsmaterial, dem sie entnommen scheinen, das aber in Wirklichkeit ihnen unterworfen wird. Sie haben also strenge genommen den Charakter von Konventionen, wobei aber alles darauf ankommt, daß sie doch nicht willkürlich gewählt werden, sondern durch bedeutsame Beziehungen zum empirischen Stoffe bestimmt sind, die man zu erraten vermeint, noch ehe man sie erkennen und nachweisen kann. Erst nach gründlicherer Erforschung des betreffenden Erscheinungsgebietes kann man auch dessen wissenschaftliche Grundbegriffe schärfer erfassen und sie fortschreitend so abändern, daß sie in großem Umfange brauchbar und dabei durchaus widerspruchsfrei werden. Dann mag es auch an der Zeit sein, sie in Definitionen zu bannen. Der Fortschritt der Erkenntnis duldet aber auch keine Starrheit der Definitionen. Wie das Beispiel der Physik in glänzender Weise lehrt, erfahren auch die in Definitionen festgelegten »Grundbegriffe« einen stetigen Inhaltswandel¹. Ein solcher konventioneller, vorläufig noch ziemlich dunkler Grundbegriff, den wir aber in der Psychologie nicht entbehren können, ist der

¹ [Einen ähnlichen Gedankengang hatte Freud schon in seiner Narzißmus-Arbeit entwickelt (1914 c, S. 44–5, oben).]

des *Triebes*. Versuchen wir es, ihn von verschiedenen Seiten her mit Inhalt zu erfüllen.

Zunächst von seiten der Physiologie. Diese hat uns den Begriff des *Reizes* und das Reflexschema gegeben, demzufolge ein *von* außen her an das lebende Gewebe (der Nervensubstanz) gebrachter Reiz durch Aktion *nach* außen abgeführt wird. Diese Aktion wird dadurch zweckmäßig, daß sie die gereizte Substanz der Einwirkung des Reizes entzieht, aus dem Bereich der Reizwirkung entrückt.

Wie verhält sich nun der »Trieb« zum »Reiz«? Es hindert uns nichts, den Begriff des Triebes unter den des Reizes zu subsumieren: der Trieb sei ein Reiz für das Psychische. Aber wir werden sofort davor gewarnt, Trieb und psychischen Reiz gleichzusetzen. Es gibt offenbar für das Psychische noch andere Reize als die Triebreize, solche, die sich den physiologischen Reizen weit ähnlicher benehmen. Wenn z. B. ein starkes Licht auf das Auge fällt, so ist das kein Triebreiz; wohl aber, wenn sich die Austrocknung der Schlundschleimhaut fühlbar macht oder die Anätzung der Magenschleimhaut¹.

Wir haben nun Material für die Unterscheidung von Triebreiz und anderem (physiologischem) Reiz, der auf das Seelische einwirkt, gewonnen. Erstens: Der Triebreiz stammt nicht aus der Außenwelt, sondern aus dem Innern des Organismus selbst. Er wirkt darum auch anders auf das Seelische und erfordert zu seiner Beseitigung andere Aktionen. Ferner: Alles für den Reiz Wesentliche ist gegeben, wenn wir annehmen, er wirke wie ein einmaliger Stoß; er kann dann auch durch eine einmalige zweckmäßige Aktion erledigt werden, als deren Typus die motorische Flucht vor der Reizquelle hinzustellen ist. Natürlich können sich diese Stöße auch wiederholen und summieren, aber das ändert nichts an der Auffassung des Vorganges und an den Bedingungen der Reizaufhebung. Der Trieb hingegen wirkt nie wie eine *momentane Stoßkraft*, sondern immer wie eine *konstante Kraft*. Da er nicht von außen, sondern vom Körperinnern her angreift, kann auch keine Flucht gegen ihn nützen. Wir heißen den Triebreiz besser »Bedürfnis«; was dieses Bedürfnis aufhebt, ist die »Befriedigung«. Sie kann nur durch eine zielgerechte (adäquate) Veränderung der inneren Reizquelle gewonnen werden.

Stellen wir uns auf den Standpunkt eines fast völlig hilflosen, in der Welt noch unorientierten Lebewesens, welches Reize in seiner Nerven-

¹ Vorausgesetzt nämlich, daß diese inneren Vorgänge die organischen Grundlagen der Bedürfnisse Durst und Hunger sind.

substanz auffängt¹. Dies Wesen wird sehr bald in die Lage kommen, eine erste Unterscheidung zu machen und eine erste Orientierung zu gewinnen. Es wird einerseits Reize verspüren, denen es sich durch eine Muskelaktion (Flucht) entziehen kann, diese Reize rechnet es zu einer Außenwelt; andererseits aber auch noch Reize, gegen welche eine solche Aktion nutzlos bleibt, die trotzdem ihren konstant drängenden Charakter behalten; diese Reize sind das Kennzeichen einer Innenwelt, der Beweis für Triebbedürfnisse. Die wahrnehmende Substanz des Lebewesens wird so an der Wirksamkeit ihrer Muskeltätigkeit einen Anhaltspunkt gewonnen haben, um ein »Außen« von einem »Innen« zu scheiden².

Wir finden also das Wesen des Triebes zunächst in seinen Hauptcharakteren, der Herkunft von Reizquellen im Innern des Organismus, dem Auftreten als konstante Kraft, und leiten davon eines seiner weiteren Merkmale, seine Unbezwingbarkeit durch Fluchtaktionen ab. Während dieser Erörterungen mußte uns aber etwas auffallen, was uns ein weiteres Eingeständnis abnötigt. Wir bringen nicht nur gewisse Konventionen als Grundbegriffe an unser Erfahrungsmaterial heran, sondern bedienen uns auch mancher komplizierter *Voraussetzungen*, um uns bei der Bearbeitung der psychologischen Erscheinungswelt leiten zu lassen. Die wichtigste dieser Voraussetzungen haben wir bereits angeführt; es erübrigt uns nur noch, sie ausdrücklich hervorzuheben. Sie ist *biologischer Natur*, arbeitet mit dem Begriff der Tendenz (eventuell der Zweckmäßigkeit) und lautet: Das Nervensystem ist ein Apparat, dem die Funktion erteilt ist, die anlangenden Reize wieder zu beseitigen, auf möglichst niedriges Niveau herabzusetzen, oder der, wenn es nur

¹ [Die folgende Hypothese über das Verhalten primitiver Lebewesen, samt dem Postulat eines diesem Verhalten zugrundeliegenden »Konstanzprinzips«, ist in ähnlicher Form schon in einigen der allerfrühesten psychologischen Arbeiten Freuds enthalten, so z. B. in Kapitel VII, Abschnitte C und E, der *Traumdeutung* (1900 a), *Studienausgabe*, Bd. 2, S. 538 ff. und S. 568 ff. Sie ist sogar noch davor, damals freilich noch in *neurologischen* Termini, in dem posthum veröffentlichten »Entwurf« von 1895 (1950 a, Teil I, erster Abschnitt, »Erster Hauptsatz: Die quantitative Auffassung«) formuliert worden – und auch, wenngleich kürzer, in Freuds Vortrag über die von Breuer und ihm gemeinsam veröffentlichte »Vorläufige Mitteilung« (1893 b) sowie im vorletzten Absatz seiner französisch geschriebenen Arbeit über hysterische Lähmungen (1893 c). Freud kam auf diese Hypothese in den Kapiteln I und IV von *Jenseits des Lustprinzips* (1920 g, unten, S. 217 ff. und S. 236 ff.) noch einmal zurück und erörterte sie erneut in »Das ökonomische Problem des Masochismus« (1924 c, unten, S. 343 ff.). Vgl. die Anmerkung auf S. 84–5, unten.]

² [S. weiter unten, S. 96 ff. Freud behandelte das Thema später noch einmal in seinem Artikel »Die Verneinung« (1925 b, S. 374 f., unten) und in Kapitel I von *Das Unbehagen in der Kultur* (1930 a).]

möglich wäre, sich überhaupt reizlos erhalten wollte¹. Nehmen wir an der Unbestimmtheit dieser Idee vorläufig keinen Anstoß und geben wir dem Nervensystem die Aufgabe – allgemein gesprochen: der *Reizbewältigung*. Wir sehen dann, wie sehr die Einführung der Triebe das einfache physiologische Reflexschema kompliziert. Die äußeren Reize stellen nur die eine Aufgabe, sich ihnen zu entziehen, dies geschieht dann durch Muskelbewegungen, von denen endlich eine das Ziel erreicht und dann als die zweckmäßige zur erblichen Disposition wird. Die im Innern des Organismus entstehenden Triebreize sind durch diesen Mechanismus nicht zu erledigen. Sie stellen also weit höhere Anforderungen an das Nervensystem, veranlassen es zu verwickelten, ineinandergreifenden Tätigkeiten, welche die Außenwelt so weit verändern, daß sie der inneren Reizquelle die Befriedigung bietet, und nötigen es vor allem, auf seine ideale Absicht der Reizfernhaltung zu verzichten, da sie eine unvermeidliche kontinuierliche Reizzufuhr unterhalten. Wir dürfen also wohl schließen, daß sie, die Triebe, und nicht die äußeren Reize, die eigentlichen Motoren der Fortschritte sind, welche das so unendlich leistungsfähige Nervensystem auf seine gegenwärtige Entwicklungshöhe gebracht haben. Natürlich steht nichts der Annahme im Wege, daß die Triebe selbst, wenigstens zum Teil, Niederschläge äußerer Reizwirkungen sind, welche im Laufe der Phylogenese auf die lebende Substanz verändernd einwirkten.

Wenn wir dann finden, daß die Tätigkeit auch der höchstentwickelten Seelenapparate dem *Lustprinzip* unterliegt, d. h. durch Empfindungen der Lust-Unlustreihe automatisch reguliert wird, so können wir die weitere Voraussetzung schwerlich abweisen, daß diese Empfindungen die Art, wie die Reizbewältigung vor sich geht, wiedergeben. Sicherlich in dem Sinne, daß die Unlustempfindung mit Steigerung, die Lustempfindung mit Herabsetzung des Reizes zu tun hat. Die weitgehende Unbestimmtheit dieser Annahme wollen wir aber sorgfältig festhalten, bis es uns etwa gelingt, die Art der Beziehung zwischen Lust-Unlust und den Schwankungen der auf das Seelenleben wirkenden Reizgrößen zu erraten. Es sind gewiß sehr mannigfache und nicht sehr einfache solcher Beziehungen möglich².

¹ [Das ist das »Konstanzprinzip«. S. Anm. 1, oben, S. 83.]

² [Es ist offensichtlich, daß hier zwei Prinzipien beteiligt sind. Das eine ist das »Konstanzprinzip« (s. oben, S. 83f., und S. 83, Anm. 1). In *Jenseits des Lustprinzips* (1920 g), Kapitel I (unten, S. 219), spricht Freud erneut von »der Annahme, daß es ein Bestreben des seelischen Apparates sei, die in ihm vorhandene Quantität von Erregung möglichst niedrig oder wenigstens konstant zu erhalten«. Für dieses Prinzip wählte Freud in jener

Wenden wir uns nun von der biologischen Seite her der Betrachtung des Seelenlebens zu, so erscheint uns der »Trieb« als ein Grenzbegriff zwischen Seelischem und Somatischem, als psychischer Repräsentant der aus dem Körperinnern stammenden, in die Seele gelangenden Reize, als ein Maß der Arbeitsanforderung, die dem Seelischen infolge seines Zusammenhanges mit dem Körperlichen auferlegt ist¹.

Wir können nun einige Termini diskutieren, welche im Zusammenhang mit dem Begriffe Trieb gebraucht werden, wie: Drang, Ziel, Objekt, Quelle des Triebes:

Unter dem *Drange* eines Triebes versteht man dessen motorisches Moment, die Summe von Kraft oder das Maß von Arbeitsanforderung, das er repräsentiert. Der Charakter des Drängenden ist eine allgemeine Eigenschaft der Triebe, ja das Wesen derselben. Jeder Trieb ist ein Stück Aktivität; wenn man lässigerweise von passiven Trieben spricht, kann man nichts anderes meinen als Triebe mit passivem Ziele².

Arbeit (S. 264) die Bezeichnung »Nirwanaprinzip«. Das zweite beteiligte Prinzip ist das »Lustprinzip«, das im obigen Text zu Beginn des Absatzes, zu dem diese Anmerkung gehört, genannt wird. Auch dieses wird in *Jenseits des Lustprinzips* (S. 217, unten) noch einmal formuliert: »In der psychoanalytischen Theorie nehmen wir unbedingt an, daß der Ablauf der seelischen Vorgänge automatisch durch das Lustprinzip reguliert wird ..., daß er ... eine solche Richtung einschlägt, daß sein Endergebnis mit einer Herabsetzung dieser Spannung, also mit einer Vermeidung von Unlust oder Erzeugung von Lust zusammenfällt.« Freud scheint also angenommen zu haben, diese beiden Prinzipien seien eng aufeinander bezogen oder sogar identisch. So schrieb er schon im »Entwurf« von 1895 (1950 a, Teil I, achter Abschnitt, »Das Bewußtsein«): »Da uns eine Tendenz des psychischen Lebens, *Unlust zu vermeiden*, sicher bekannt ist, sind wir versucht, diese mit der primären Trägheitstendenz [d. i. die Tendenz, Erregung zu vermeiden] zu identifizieren.« Eine ähnliche Auffassung vertritt er in Kapitel VII, Abschnitt E, der *Traumdeutung* (1900 a), *Studienausgabe*, Bd. 2, S. 568. In der Passage im obigen Text schimmert jedoch ein Zweifel hinsichtlich der Enge der Beziehung zwischen den beiden Prinzipien durch. Dieser Zweifel erscheint in *Jenseits des Lustprinzips* (unten, S. 217 f. und S. 271) noch verstärkt und wird in »Das ökonomische Problem des Masochismus« (1924 c, unten, S. 343 ff.) ziemlich ausführlich erörtert. Dort meint Freud, die beiden Prinzipien könnten nicht identisch sein, da es zweifellos Zustände wachsender Spannung gebe, die lustvoll seien (z. B. sexuelle Erregung); er legt dann die Annahme vor (die in den beiden soeben erwähnten Passagen in *Jenseits des Lustprinzips* schon angedeutet ist), daß die lust- bzw. unlustvolle Qualität eines Zustandes mit einem zeitlichen Faktor (oder Rhythmus) in den Änderungen der Reizquantität zusammenhänge. Er kommt zu dem Schluß, daß die beiden Prinzipien jedenfalls nicht als identisch zu betrachten seien: das Lustprinzip sei eine *Modifikation* des Nirwanaprinzips. Das Nirwanaprinzip gehöre dem »Todestrieb« zu, und seine Umwandlung in das Lustprinzip sei auf den Einfluß des »Lebenstriebes« oder der Libido zurückzuführen.]

¹ [S. die Diskussion in der »Editorischen Vorbemerkung«, oben, S. 76–7.]

² [Über die aktive Natur der Triebe finden sich einige Bemerkungen in einer 1915 hinzugefügten Fußnote zu Abschnitt 4 der dritten von Freuds *Drei Abhandlungen*

HEINZ HARTMANN

Die Grundlagen
der Psychoanalyse

ERNST KLETT VERLAG
STUTTGART

Neuausgabe des erstmals 1927 erschienenen Werkes
Interpunktion und Zitierweise wurden den heute
üblichen Regeln angepaßt

Alle Rechte vorbehalten

Fotomechanische Wiedergabe nur mit Genehmigung des Verlages

© Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1972 · Printed in Germany

Satz und Druck: J. F. Bofinger KG, Tuttingen

ISBN 3-12-903380-7

INHALT

Einleitung	7
I. Psychoanalyse als Naturwissenschaft	11
II. Psychoanalyse und Geisteswissenschaften	34
III. Verstehen und Erklären	51
IV. Die Methode des freien Einfalls	85
V. Das Unbewußte	104
VI. Über psychische Dynamik	126
VII. Die symbolische Darstellung	139
VIII. Trieblehre	152
IX. Psychische Energie. Libido	170
X. Die Ontogenese des Sexualtriebs	189
XI. Psychoanalyse und Psychiatrie	215
XII. Wertungsprobleme	235
Namenregister	262
Sachregister	265

EINLEITUNG

Dies Buch verfolgt eine doppelte Aufgabe: neben der zunächst gegebenen, die psychoanalytischen Lehren in ihren Grundzügen darzustellen, ist die andere, dringlichere, einer methodologischen Untersuchung ihrer Grundlagen emporgewachsen. Der doppelten Zielsetzung entspricht die Auswahl der Probleme. Ich habe keinen Wert auf eine lückenlose Wiedergabe aller auf dem Boden der Psychoanalyse entstandenen Anschauungen gelegt — eine Aufgabe übrigens, die heute schon für sich allein den Rahmen eines einzelnen Buches überschreiten müßte — vielmehr liegt der Hauptakzent auf der Herausarbeitung der für die Analyse als Wissenschaft¹ wesentlichen Prinzipien und der Grundbegriffe, mit welchen sie arbeitet. Daraus ergeben sich Berührungspunkte zu Fragen der allgemeinen Psychologie und Psychopathologie, die jedoch in dieser Arbeit nur skizziert, nicht aber nach der ganzen Breite ihrer Problematik erörtert werden können; daraus ergibt sich weiter die notwendige Vernachlässigung jener Fragestellungen, die mit den therapeutischen und technischen Aufgaben der Psychoanalyse zusammenhängen. Erkenntnisse und Hypothesen, welche die psychoanalytische Einzelarbeit zutage gefördert hat, finden im allgemeinen nur soweit Berücksichtigung, als sie geeignet sind, die analytischen Grundpositionen klar hervortreten zu lassen.

Ich mußte dabei auf die Mitteilung illustrierender Einzelfälle fast durchwegs verzichten. Erfahrungsgemäß kann denjenigen, die nicht selbst analysiert haben, eine Anschauung vom analytischen Tatsachenkreis auch durch noch so große Häufung von Beispielen nur sehr unvollkommen übermittelt werden. Diese Anschauung kann sich nur erarbeiten, wer sich der Mühe mehrjähriger geduldiger analytischer Arbeit unterzieht; wer das nicht will oder nicht kann, findet den relativ besten Zugang zu diesem Wissenschaftsbereich in der Analyse der eigenen

¹ Unter *Psychoanalyse* verstehen wir hier und auch im folgenden immer jene Wissenschaft, deren theoretisches Gerüst in den Werken Freuds niedergelegt ist, nicht aber die zwar im Boden der Analyse wurzelnden, aber in der Methode und auch in bestimmten Grundpositionen wesentlich abweichenden Lehren A. Adlers und C. G. Jungs, die zwar noch immer vielfach in den Begriff »Psychoanalyse« einbezogen werden, deren methodische Kritik aber zu ganz anderen Ergebnissen führen würde.

Träume oder in der Befassung mit der Psychologie schizophrener Psychosen. So instruktiv also auch für den Analytiker die Mitteilung von Analysen oder Analysenbruchstücken sein mag: im Rahmen dieses Buches, welches den wissenschaftlich interessierten Nichtanalytiker in die Problematik der Psychoanalyse einführen will, wäre sie nicht am Platze.

Methodologische Überlegungen stehen niemals am Anfang empirischer Wissenschaften. Erst mit dem Fortschreiten der Erfahrung wird auch der Erkenntniswert der Methode in Frage gestellt und werden die Grundbegriffe klarer umrissen; die zunächst unvollkommene Methode wird gereinigt und ermöglicht so eine Sicherung und Erweiterung der empirischen Befunde. Es liegt also kein Anlaß vor, sich über die lückenhafte methodologische Fundierung einer so jungen Wissenschaft wie der Psychoanalyse zu verwundern. Sie zeigt nur ein Entwicklungsstadium an, das auch andere, methodisch reifere Wissenschaften durchlaufen und überwunden haben. Wenn sich heute auch die Psychoanalyse auf ihre logischen Grundlagen zu besinnen beginnt, wird diese Arbeit im wesentlichen von denjenigen zu leisten sein, die auch mit dem weiten Tatsachenkreis genau vertraut sind, der das eigentliche Arbeitsgebiet der Psychoanalyse ausmacht. Auch die (meist nur scheinbar) »immanente« Kritik Nichtsachkundiger geht fast immer in die Irre — auch anderswo, nicht nur gegenüber der Psychoanalyse.

Über den Sicherheitsgrad der analytischen Erkenntnisse kann man sich nur durch eigene Erfahrung ein Urteil bilden; es ist nicht möglich, einen exakten Ausdruck dafür zu übermitteln. Auch ohne die Tragfähigkeit der analytischen Methode zu überschätzen und in voller Kenntnis nicht wenigen Fehlerquellen, mit welchen sie heute noch belastet ist, kann man sagen: diejenigen Gelehrten, welche sie nur aus Büchern, nicht aus eigener Erfahrung kennen, pflegen ihren Erkenntniswert sehr wesentlich niedriger anzusetzen, als er es verdient. Natürlich wird gelegentlich auch mit der umgekehrten Wertung übers Ziel geschossen.

Historisch ist die psychoanalytische Psychologie dadurch charakterisiert, daß sie aus dem Abgrund emporgewachsen ist, welcher eine naturwissenschaftliche, hauptsächlich experimentell verfahrenende Psychologie der elementaren seelischen Vorgänge von der »intuitiven« Psychologie der Dichter und Philosophen scheinbar unüberbrückbar schied. Die historische Bedeutung der Psychoanalyse für die Psychologie besteht darin, daß sie jene Gebiete des Seelenlebens einer naturwissenschaftlichen Betrachtung zugänglich gemacht hat, die bis dahin der gelegentlichen Beobachtung und dem wissenschaftlich mehr oder weniger ver-

antwortungslosen und überdies zumeist wertenden psychologischen Aperçu überlassen waren. Wir verdanken den psychologischen Maximen der Dichter und Philosophen die tiefsten Einsichten in seelische Zusammenhänge, die uns bisnun geschenkt wurden, aber sie können uns niemals das Ganze einer methodisch-systematischen psychologischen Wissenschaft ersetzen. Wenn die Methode, der die Psychoanalyse ihre Erkenntnis komplexer seelischer Zusammenhänge verdankt, weniger exakt ist als die experimentalpsychologische, werden wir uns mit der Überlegung trösten, daß keine andere Methode zur Erforschung der zentralen Persönlichkeitsprobleme exakter ist. Die beinahe sportlich zu nennende Freude, mit der auf dem Gebiete der Psychologie noch immer vielfach die jeweils etwas exaktere Methode jede etwas weniger exakte über die Schulter ansieht, verrät eine unzulängliche Einsicht in die notwendige gegenseitige Bedingtheit von wissenschaftlicher Methode und wissenschaftlichem Gegenstand. Denn der Einwand, welcher aus jener Stellungnahme gegen die Psychoanalyse abgeleitet wird, wäre nur dann zutreffend, wenn eine andere Methode aufgezeigt werden könnte, die eine exaktere Lösung derselben Probleme erlaubt; das ist aber heute nicht der Fall. Daß die Psychoanalyse, wie jede Wissenschaft, nach Wegen suchen muß, die unabhängig von ihren Voraussetzungen eine Nachprüfung ihrer Ergebnisse erlauben, braucht als selbstverständlich kaum erwähnt zu werden.

Wir sagten, daß Psychoanalyse *Naturwissenschaft* vom Seelischen ist; diesen Gedanken werden wir immer wieder in den Vordergrund rücken, und es sei gleich hier betont, daß eine fruchtbare Weiterentwicklung dieser Wissenschaft nur von diesem Wege erwartet werden darf — nicht aber von einer mehr oder minder weitgehenden Annäherung an die sogenannte »geisteswissenschaftliche« Psychologie, wie sie vielfach von Gegnern empfohlen, aber auch von Anhängern geübt wurde. Ebenso verkennt der Versuch, einen Gegensatz zwischen den Denkweisen der Psychoanalyse und den sonst in der Wissenschaft gebräuchlichen zu konstruieren oder sich der Psychoanalyse als Brücke zu »irrationalen« Erkenntnissen zu bedienen, durchaus ihre Grundlagen und die ihr immanenten Tendenzen. Psychoanalyse ist — wir sehen hier von ihrer therapeutischen Aufgabe ab — Wissenschaft und will nichts anderes sein. »Intellektuelle Rechtschaffenheit« ist eines ihrer obersten Gebote.

Die Psychoanalyse ist, in höherem Maße als jede andere Wissenschaft, das Werk eines Mannes; zumindest soweit ihre theoretischen Grundlagen in Rede stehen — in der klinischen und geisteswissenschaftlichen

Anwendung haben auch andere Bleibendes geschaffen. Diese Eigenart der Psychoanalyse erklärt sich zum Teil daraus, daß Freud durch zwei Jahrzehnte der einzige Vertreter seiner Lehren gewesen ist. Seine Stellung in der Wissenschaft war damals die der *splendid isolation*.

Diese Zeit ist lange vorbei, und auch die Heftigkeit des Kampfes für und wider ist heute einer ruhigeren Beurteilung gewichen. Die Psychoanalyse gewinnt auf psychiatrischem Gebiet langsam aber unaufhaltsam an Boden. Viele Psychopathologen, welche die Analyse als Ganzes und als System ablehnen, sind doch in Fragestellungen und Lösungsversuchen von analytischen Gedankengängen stark beeinflusst — oft mehr, als sie selbst wissen oder wahr haben wollen. Auf der anderen Seite hat die Psychoanalyse durch die Entwicklung der letzten Jahre, welche in immer steigendem Maße die Probleme der Ich-Psychologie in den Vordergrund rückt, den Anschluß an das Arbeitsgebiet anderer psychologischer Richtungen, vor allem der charakterologisch orientierten, hergestellt. So ist eine sachliche Diskussion nötig und möglich geworden. In diesem Sinne wendet sich das vorliegende Buch, sofern es gegnerische Argumente bekämpft und Lehren der Psychoanalyse zu rechtfertigen sucht, mit seinen Überlegungen nur »an die Gebildeten unter ihren Verächtern«. Ansätze zu einer vereinheitlichenden Betrachtung, welche die Resultate der experimentellen Psychologie und der Hirnpathologie mit den Ergebnissen der Psychoanalyse unter einem übergeordneten Gesichtspunkt zusammenfaßt, liegen vor. Hier ist in erster Reihe der Name Schilders zu nennen.

Wenn sich die Nebel verzogen haben, die nach der explosionsartigen Wirkung der Freudschen Lehren vornehmlich auf die Psychopathologie den Blick getrübt hatten, wird man klar erkennen, was schon heute für diejenigen sichtbar ist, welche beide Erfahrungsgebiete und die zugeordneten Arbeitsmethoden in Personalunion vertreten: daß von einem ausschließenden Verhältnis der Psychoanalyse gegenüber anderen Disziplinen nicht gesprochen werden darf. Die Psychoanalyse stellt keine exklusiven Ansprüche; sie ist nur ein Weg, sich der seelischen Bereiche wissenschaftlich zu bemächtigen — ein Weg freilich, dessen Kenntnis nicht nur für den Psychiater, sondern auch für den Psychologen unentbehrlich genannt werden muß.

PSYCHOANALYSE ALS NATURWISSENSCHAFT

Das Ausgangsmaterial der psychoanalytischen Forschung sind hochzusammengesetzte seelische Gebilde und Entwicklungen: komplexe Gedanken oder Wünsche, Affekte, Träume, neurotische Symptome und ihre Entstehungsgeschichte; daneben gewisse individuelle oder kollektive Dokumente — Tagebücher, Gedichte, Kunstwerke, mythologische, soziale, juristische oder religiöse Gebilde — soweit wir aus ihnen auf bestimmte seelische Vorgänge schließen dürfen. Daß Beobachtungen an seelisch kranken Menschen zum Ausgangspunkt der psychoanalytischen Theorie geworden sind, ist gewiß kein Zufall, es erklärt sich daraus, daß bestimmte grundlegende Eigenschaften seelischer Vorgänge hier am deutlichsten faßbar sind; bei der Gewinnung des analytischen Materials sowie bei seiner wissenschaftlichen Verarbeitung ist aber, insofern wir es hier mit analytischer Theorie zu tun haben, der Unterschied zwischen normal und pathologisch nicht von wesentlicher Bedeutung. Für die psychoanalytische Forschung war vielmehr, seit sie aufgehört hat, sich auf die Erklärung neurotischer Symptome zu beschränken, letzte Aufgabe die: zu Grundbegriffen vorzudringen, welche die ganze Mannigfaltigkeit psychischen Geschehens vom Gesunden bis zum Geisteskranken, vom Kulturmenschen bis zum Primitiven und vom Erwachsenen bis zum Kinde bewältigen. Das heißt: die wissenschaftliche Analyse bewegt sich heute in der Richtung auf eine *allgemeine Theorie* des menschlichen Seelenlebens.

Die Grundlagen, welche sie sich auf diesem Wege erarbeitet hat, mögen uns primitiv erscheinen, wenn wir sie mit denjenigen der empirisch reicheren und methodisch besser durchgearbeiteten Naturwissenschaften von der leblosen Körperwelt vergleichen. Denken wir aber etwa an die methodologischen Schwierigkeiten der Biologie, so werden wir hier weniger den Eindruck eines unüberbrückbaren Abstandes empfangen. Gewisse Schwierigkeiten der Theorienbildung betreffen in der Tat die biologische Wissenschaft nicht minder als die psychologische. Andere wieder sind unlöslich mit allgemeinsten Eigenschaften des seelischen Geschehens verknüpft. Noch andere aber sind durch die Lücken unserer

Alfred Lorenzer

Die Wahrheit
der psychoanalytischen
Erkenntnis

Ein historisch-materialistischer
Entwurf

Suhrkamp

Inhalt

Vorwort	7
I Psychoanalyse als nomologische Psychologie	11
II Die Hermeneutikdiskussion. Psychoanalyse als Reflexionswissenschaft	37
III Psychoanalyse als nomologische oder hermeneutische Erfahrungswissenschaft	85
IV Methode und Gegenstand der Psychoanalyse	105
V Psychoanalytische Hermeneutik und die Funktion der Metapsychologie	153
VI Psychoanalyse als kritisch-hermeneutische Erfahrungs- wissenschaft	194
VII Psychoanalyse als Strukturanalyse und die Funktion individueller Strukturen	218
VIII Fazit: Erkenntnisbildung durch praktische Verände- rung	277
IX Rückblick, Ausblick	305
Anmerkungen	316

lierung zu unterschreiten, unterhalb derer mit einer (gewiß wünschenswerten) zwanglosen Zugänglichkeit und Leichtverständlichkeit des Konzepts umgangssprachliche Ungenauigkeiten in Kauf genommen werden müssen. Die Übersicht über frühere Veröffentlichungen geht übrigens entschieden über das bloße Referieren hinaus, sie stellt die alten Themenkreise in den hier entfalteten Gedankengang und überschreitet durchgängig die bisherigen Positionen.

Der Schwerpunkt der Arbeit liegt in den Kapiteln V bis VIII, wobei in V, VI und VIII die Psychoanalyse – ihrem Verfahren nach – als kritisch-hermeneutisch und praktisch-ändernd sowie – ihrem Gegenstand nach – als Analyse subjektiver Struktur bezeichnet wird. Das Terrain der Analyse subjektiver Struktur wird im VII. Kapitel zeitweilig verlassen, um in Diskussion der Logik des objektiven Sozialisationsfeldes einen Haltepunkt für die – von *subjektiver* wie *objektiver Strukturanalyse* zu unterscheidende – *Bedingungsanalyse* zu gewinnen.

Teile des Manuskripts habe ich in Bremen und Frankfurt zur Debatte gestellt. Die Arbeit verdankt diesen Diskussionen viel und zumeist solches, das nicht umschrieben angezeigt werden kann. Zumal in seiner vorliegenden Fassung ist das Buch nicht zuletzt das Resultat vieler Diskussionen, von informellen Debatten im engeren Kreis bis zu den Diskussionen in Lehrveranstaltungen. Diese mannigfache Anteilnahme macht es mir freilich unmöglich, den Kreis derer, denen diese Arbeit Beiträge zu verdanken hat, zu benennen (ohne nicht in undankbarer Weise andere auszulassen). Ich möchte allen Diskussionspartnern herzlich danken. Um Mißverständnisse zu vermeiden, will ich aber auch hinzufügen: Da jene Erörterungen die Thematik in ganz verschiedenen Perspektiven und zumeist nicht anhand des Gesamtkonzepts berührten, liegt die Verantwortung für die Schlüssigkeit des Gesamtentwurfs ausschließlich bei mir.

Herzlichen Dank an Axel Rütters und Hans-Martin Lohmann, der auch die Übersetzung der zahlreichen englischsprachigen Zitate besorgte, für die sorgfältige Betreuung des Buches. Vor allem aber möchte ich Herma Merkelbach danken, die das Manuskript in seinen verschiedenen »Durchgangsstufen« mit nicht nachlassender Bereitwilligkeit geschrieben hat.

A. L.

I. Psychoanalyse als nomologische Psychologie

I.1

Angesichts des vielgestaltigen – positiven, negativen wie gleichgültig registrierenden – Bezugs auf Freud und die Psychoanalyse in nahezu allen humanwissenschaftlichen Disziplinen heute fällt es schwer, sich die Isolierung der Freudschen Arbeit in den ersten beiden Jahrzehnten psychoanalytischer Forschertätigkeit vorzustellen. Die Ghettoisierung der Psychoanalyse war, anfangs wie auch in der Folge, weit weniger ein Moment der sich absondernden psychoanalytischen Wissenschaftsorganisation als vielmehr Ausdruck einer Diskussionssperre nach Art des Berührungstabus, das sich allmählich erst von den entfernten Bereichen zur engeren Fachnachbarschaft hin auflockerte. Die psychiatrische Wissenschaft jedenfalls, der Freud seine Befunde zur Diskussion anbot, nahm – von einzelnen Ausnahmen abgesehen – davon nicht einmal Notiz, als sie selbst längst schon dabei war, die ins allgemeine Bildungsgut übergegangenen psychoanalytischen Einsichten in eigene Überlegungen einzubauen.

Erfolgreicher verlief auch das Gespräch mit der akademischen Psychologie nicht. Freilich ist dazu als »mildernder Umstand« zu berücksichtigen, daß die Psychoanalyse einer solchen Auseinandersetzung erst die Berührungspunkte vorzugeben hatte. Teilte die Psychoanalyse mit der Psychiatrie von Anfang an das diagnostische Kategoriensystem – die Einteilungen der Neurosenlehre folgen auch heute noch weitgehend den psychiatrischen Symptommulierungen –, so hatte die Psychoanalyse als »psychologische Schule« sich erst anhand eines ausgereiften Erfahrungsschatzes zu präsentieren, um wahrgenommen zu werden. Die in der therapeutischen Praxis gewonnenen Einsichten über psychische Prozesse waren so zu ordnen, daß auch dem psychologischen Forscher, der solcher Behandlung fernsteht, Psychoanalyse als Entwicklungspsychologie vor Augen trat. Abgesehen von dem frühen (zu Lebzeiten Freuds nicht publizierten) Entwurf einer Psychologie auf physiologischer Grundlage geschah dies bis in die 30er Jahre von der Psychoanalyse her eher beiläufig, nie systematisch und selten in ausdrücklichem Bezug zu den Problemen der experimentellen Psychologie. Daß Experimentalpsychologen, die in der Nähe zur Psy-

choanalyse eigene Einsichten in psychoanalytische Erfahrungen gewinnen konnten, gleichwohl reichen Gewinn aus solchem Kontakt zogen, davon zeugen Stellungnahmen wie der Brief Poetzls (3). Der Beginn einer *systematischen* Auseinandersetzung mit der Psychologie verbindet sich vornehmlich mit den Arbeiten von Heinz Hartmann. Insbesondere die Arbeit *Ichpsychologie und Anpassungsproblem* von 1938 (4) war dem Bemühen gewidmet, Verbindungslinien zwischen beiden Wissenschaften vom »Seelischen« herzustellen. Ihre Vorläufer, der Binswangersche Entwurf einer allgemeinen Psychologie (5) wie auch Hartmanns eigenes Buch *Die Grundlagen der Psychoanalyse* (6), die sehr wohl schon einen Ansatz der wissenschaftstheoretischen Vergleichung ermöglicht hatten, blieben ja weitgehend unbeachtet (von Szalais Torso *Philosophische Grundprobleme der psychoanalytischen Psychologie* (7) zu schweigen). Daß Psychologen wie Bühler ihrerseits (8) Versuche unternahmen, Psychoanalyse als Psychologie auf den Begriff zu bringen, ändert nichts an dem Sachverhalt, daß von der Psychoanalyse her die Psychologiediskussion im wesentlichen erst mit dem (gleichfalls von Hartmann entscheidend beeinflussten) Ausbau der psychoanalytischen Ichpsychologie sich anbahnte. Die Entwicklung der psychoanalytischen Ichpsychologie muß auch unter diesem Gesichtspunkt als Bemühung um eine gemeinsame Begriffssprache mit den verschiedenen Spielarten akademischer Psychologie gesehen werden. Insbesondere in der amerikanischen Wissenschaft haben sich ja auch, zentriert um die Hartmannschule, vielfache Wechselbeziehungen daraus ergeben.

Angesichts dieser historischen wie systematischen Bedeutung der Hartmannschen Arbeiten verdient die 30 Jahre nach den *Grundlagen der Psychoanalyse* erschienene Arbeit Hartmanns *Psychoanalysis as a Scientific Theory* (9) besondere Beachtung. Die Arbeit läßt sich verstehen als der kurze, aber komprimierte Versuch einer Zusammenfassung der Bemühungen um eine methodologische Klärung der Psychoanalyse, als Versuch, »bestimmte methodologische Fragen, die durch die Art und Weise der wissenschaftlichen Erforschung des Menschen, wie sie von Freud und anderen Psychoanalytikern geübt werden, aufgeworfen worden sind« (10), zu präzisieren. Eine ausführliche Darstellung der Arbeit und kommentierende Auseinandersetzungen mit ihr rechtfertigen sich schon deshalb, weil die Schrift nicht nur eine lebhaft diskussio-

ausgelöst hat, sondern weil Rede und Gegenrede dieser Diskussion auf jenem Problemfeld sich bewegen, das für das gegenwärtige psychologische Selbstverständnis zentral ist, nämlich die »methodologische Bestimmung der Untersuchungspraxis«.

Da die Arbeit die Summe der »psychologischen« Forschertätigkeit der Psychoanalyse zieht, war sie zweifellos geeignet, die Aufmerksamkeit einer wissenschaftstheoretisch reflektierten Psychologie auf sich zu ziehen. Daß sie eine Selbstdarstellung der psychoanalytischen Untersuchungsverfahren in methodologischem Interesse und vor einer Philosophentagung war, schwächt den Bezug darauf nicht ab – im Gegenteil: In Konfrontation mit dem logischen Empirismus bewegt sie sich in dem Verständigungsrahmen, in dem sich die Frage der Wissenschaftlichkeit von Psychologie für die meisten Psychologen der westlichen Welt ohnehin entscheidet. Verfolgen wir die Darstellung so detailliert wie nötig (ich benutze den leicht zugänglichen, autorisierten Übersetzungstext in der Zeitschrift *Psyche*). Hartmann betont eingangs, »die Theorien der Psychoanalyse folgten Prinzipien der Systematisierung, wie das auch für Theorien anderer Wissenschaftsgebiete gilt« (10). Daß »Systematisierung« hier ganz ausdrücklich positivistisch-einheitswissenschaftlich begriffen wird, steht außer Zweifel, zumal wenn man den nachfolgenden Satz beachtet: »Von Anfang an waren Erklärungen menschlichen Verhaltens durch Hypothesen über unbewußte seelische Prozesse ein wesentlicher Teil und ein charakteristisches Merkmal der Psychoanalyse« (10). Behauptet Hartmann die Psychoanalyse eindeutig als Erklärungswissenschaft, so wird mit dem Begriff »Verhalten« auch der psychoanalytische Gegenstand ganz in die Perspektive geltenden psychologischen Verständnisses von der Sache gerückt, d. h. in jene Perspektive gestellt, die Rapaport in seinem wichtigen Buch über *Die Struktur der psychoanalytischen Theorie* (11) (auf das Hartmann ausdrücklich in diesem Aufsatz verweist) formulierte: »Gegenstand der Psychoanalyse ist das Verhalten« (11, S. 43). Gegenstand der Psychoanalyse sind die – so Hartmann wieder – »natürliche(n) und grundlegende(n) Züge menschlichen Verhaltens« (10).

Methode, Gegenstand und Ziel der psychoanalytischen Operation entsprechen einander: »Ziel aller (...) Untersuchungen (abgesehen vom therapeutischen Zweck) (ist) die Entdeckung von Gesetzmäßigkeiten (...), die dann selbstverständlich die individuelle Beobachtung transzendieren« (10).

Kurz gesagt, Psychoanalyse ist, Hartmann zufolge, eine *Beobachtungswissenschaft*, die in einem von einer »Anzahl von Regeln« (10) bestimmten Verfahren Tatsachen und Hypothesen konfrontiert und die Daten in einem Netz von »Kausalzusammenhängen« (10) organisiert. Psychoanalyse ist – wie Hartmann schon in den *Grundlagen* schrieb – eine »Naturwissenschaft vom Seelischen« (6, S. 13) scharf abgegrenzt von den historischen Disziplinen:

»Ich habe soeben von der »Lebensgeschichte eines Individuums« gesprochen, es wäre aber irreführend, wegen dieses Aspektes die Psychoanalyse als eine historische Disziplin zu bezeichnen, wie es manchmal getan wurde« (10).

Über das Gewicht dieser Grenzziehung war sich Hartmann als Kenner der alten Nomothetik-Ideographiediskussion Windelbands und vertraut mit der Rickertschen Unterscheidung von gesetzesbildend-generalisierenden versus historisch-individualisierenden Verfahren, von »Naturwissenschaft und Kulturwissenschaft«, gewiß im klaren. Für Hartmann ist Psychoanalyse eindeutig eine »Naturwissenschaft« mit der Aufgabe der »Entdeckung von Gesetzmäßigkeiten« in Formulierung allgemeiner Gesetzesaussagen. Dementsprechend ist Hartmanns Distanzierung von der »Intuition« entschieden. Intuition wird in den Vorhof der Wissenschaftsarbeit verwiesen.

»Es ist sehr wahrscheinlich, daß in Freuds Werk und dem anderer Psychoanalytiker die »Intuition« eine Rolle gespielt hat. Aber es ist mindestens im Falle von Freud klar, daß durch sein Bemühen um wissenschaftliche Disziplin, sein geduldiges Sammeln von Beobachtungsdaten und seine Suche nach dem begrifflichen Werkzeug, um diese zu ordnen, die Intuition nur die Rolle eines Anregungsfaktors für die psychoanalytische Theoriebildung hatte. Viele Themen der Psychoanalyse sind vor Freud nur von der sogenannten intuitiven Psychologie untersucht worden. Aber er pflegte der intuitiven Psychologie die psychoanalytische gegenüberzustellen, was durch die Entwicklung, die die Psychoanalyse genommen hat, gerechtfertigt erscheint. Trotzdem ist die Beziehung zwischen Tatsache und Theorie zweifelsohne in der Psychoanalyse recht verwickelt« (10).

Nun unterschlägt Hartmann keineswegs die Schwierigkeiten, die sich in der Psychoanalyse aus der »Beziehung zwischen Tatsachen und Theorien« (10) ergeben. Zur Fülle der Daten, die als »Beobachtungen« zu sammeln sind, sagt er:

»Was die Daten selbst betrifft, ist es schwer, außerhalb des psychoanalytischen Prozesses einen Eindruck von der Fülle der Beobachtungen zu ge-

ben, die in einem einzelnen »Falle« gesammelt werden können. Oft wird auf die verhältnismäßig kleine Zahl der Fälle, die zur psychoanalytischen Beobachtung kommen, hingewiesen, und man neigt dazu zu vergessen, wie überaus groß die Zahl der tatsächlichen Beobachtungen ist, auf denen in jedem individuellen Falle die Deutungen eines Charakterzuges eines Menschen oder eines Symptoms beruhen« (10).

In einer Fußnote dazu konkretisiert Hartmann die Problematik, wobei er zugleich das eigentlich Verwirrende der Beziehung von »Tatsachen und Hypothesen« in der Psychoanalyse andeutet, die Vielfalt der Kontextbezüge:

»Infolgedessen bedeutet für die Forschung jeder einzelne klinische »Fall« Hunderte von Daten von beobachteten Regelmäßigkeiten in Hunderten von Bezügen« (10).

Hartmann hält solchen Schwierigkeiten zum Trotz aber an der Möglichkeit einer Sicherung der Variablen fest:

»Indem man bestimmte Variablen in der psychoanalytischen Situation zwar nicht ganz konstant hält, aber so konstant, wie die Gesamtsituation es möglich macht, wird es leichter, die Bedeutung anderer Variablen, die in Erscheinung treten, zu bewerten.«

Obgleich Hartmann dabei die Psychoanalyse keineswegs als *experimentelle Disziplin* vorstellt, betont er doch: »Es gibt allerdings Konstellationen, in denen sie sich einer solchen annähert« (10). Für die psychoanalytische Hypothesenbildung reklamiert er durchaus das, experimenteller Validierung zentrale, Vermögen der Vorhersage:

»Wie dem auch sei, es gibt genug Belege für die Feststellung, daß Beobachtungen in der psychoanalytischen Situation, im Rahmen der psychoanalytischen Erfahrungen und Hypothesen Voraussagen möglich machen, die gewiß verschiedene Grade der Präzision und Verlässlichkeit aufweisen, aber in der Regel allen überlegen sind, die je in der Psychologie der Persönlichkeit versucht wurden. Da der genetische Gesichtspunkt so sehr in der Psychoanalyse betont wird, handelt es sich bei vielen Voraussagen um »Voraussagen der Vergangenheit« (Hartmann und Kris 1945), d. h., es handelt sich um Rekonstruktionen vergangener Ereignisse, die oft in erstaunlichem Detail bestätigt werden können (Bonaparte 1945)« (10).

Für unsere spätere Diskussion und für meine – ganz anders lautende – Einschätzung der psychoanalytischen Praxis ist es notie-

renswert, daß Hartmann zwei »Schwierigkeiten« aufgreift, die ihn allerdings keineswegs in der Sicherheit erschüttern, Psychoanalyse als Naturwissenschaft auszugeben. Die eine Schwierigkeit ist das Problem der Wahrnehmungsverzerrung unter dem Einfluß von »Bedürfnisse(n), Wünsche(n), affektive(n) Zustände(n)« (10).

»Im Aufbau der psychoanalytischen Theorien vom »psychischen Apparat« dürfen auch als wesentliche Bestandteile Hypothesen nicht fehlen, die die Entstellungen psychologischer Beobachtungen erklären können. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Art des Beteiligtseins des Beobachters und seine potentiellen Irrtumsquellen in bezug auf Wahrnehmungen und Urteile eine weitere Schwierigkeit für die psychoanalytische Praxis und wissenschaftliche Untersuchung hinzufügen« (10).

Diese Problematik ist für Hartmann jedoch kein Anlaß, den nomologischen Charakter der Psychoanalyse zu bezweifeln. Die Involvierung der psychoanalytischen Erkenntnisbildung in diese Problematik wird von ihm allenfalls unterm Titel von »Mängeln« registriert. Er weist die Kritik ab:

»Diese Komplikation jedoch, der wir in der Psychoanalyse gegenüberstehen, ist eher ein wesentliches Merkmal bestimmter Aspekte menschlichen Verhaltens als die Folge von Mängeln der psychoanalytischen Theorie. Dieselben Verwicklungen, die Anlaß zur Unzufriedenheit mit der Methodologie gegeben haben, besitzen auch, wie ich früher gesagt habe, eine psychologisch fruchtbare Seite. Korrekturen wenigstens einiger Verzerrungen psychologischen Beobachtens und Denkens liegen innerhalb des Bereichs der psychoanalytischen Methode. In der umfassendsten Untersuchung von Freuds Entwicklung, der Biographie von Ernest Jones, wurde die Rolle, die seine Selbst-Analyse in der Entfaltung seiner Ideen gespielt hat, betont. Freilich, die Selbst-Analyse hat diese Funktion nur in Ausnahmefällen. Man hat aber ähnliche Erfahrungen in der Psychoanalyse anderer sehr häufig gemacht. In abgeschwächter Form kann die Korrektur blinder Flecke gelegentlich selbst außerhalb der Psychoanalyse zustandekommen als Folge eines Wechsels in der Haltung gegenüber bestimmten Faktoren, die wesentlich für eine Psychologie der Persönlichkeit sind« (10).

Eine zweite »Schwierigkeit«, die wir uns für die spätere Diskussion zu merken haben, ist die Angewiesenheit des Psychoanalytikers auf Interpretationen.

»Es genügt, darauf hinzuweisen, daß ein beträchtlicher Anteil der psychoanalytischen Arbeit dargestellt werden kann als die Verwertung von Zeichen – wie einer Assoziationsreihe, eines Traums, eines Affekts dem Psychoanalytiker gegenüber – als Anzeichen seelischer Prozesse. In die-

sem Sinne spricht man von der psychoanalytischen Methode als einer Methode der Deutung (Hartmann 1927; Bernfeld 1932; Loewenstein 1957). Diese besitzt einen wissenschaftlichen und einen therapeutischen Aspekt. Beide fallen teilweise zusammen, insofern als das bedeutungsvollste therapeutische Instrument der Psychoanalyse darin besteht, daß man dem Patienten vorher unbewußte und durch die Abwehr abgespaltene Prozesse zum Bewußtsein bringt und ihn fähig macht, dieselben zu integrieren. Manche dieser Zeichen, z. B. manche Traumsymbole, haben allgemeine Verbreitung, während die Deutung von anderen eine nähere Untersuchung der beobachteten Person erfordert. Wie dem auch sei, es gibt viele Situationen, in denen die Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem leicht erkennbar ist, z. B. in den Assoziationen, die unmittelbar der Beobachtung eines Verhaltensdetails folgen. In anderen Situationen müssen verschiedene Schichten der Theorie eingeführt werden, um diese Verknüpfungen zu erklären« (10).

Der letzte Satz macht klar: Auch hier werden die Schwierigkeiten wissenschaftlich zu bewältigen gesucht. »Schichten der Theorie« kann im Hartmannschen Methodenverständnis nur heißen: Andere Hypothesenkomplexe werden vermittelnd eingeführt. Auch hier wird der psychoanalytische Erkenntnisprozeß ganz nach dem Modell des nomologischen Tatsachen-Hypothesenspiels begriffen, bleibt Psychoanalyse Naturwissenschaft. Hartmann stellt dazu fest:

»Theorien und Hypothesen verschiedener Rangstufen verbinden sie mit den Daten der Beobachtung. Daß diese Konstruktionen, die wegen ihres Erklärungswertes eingeführt werden, nicht unmittelbar von den Beobachtungsdaten her definiert werden können, daß aber andererseits die Schlußfolgerungen aus diesen Konstruktionen an der Beobachtung geprüft werden können, ist seit langem in der Psychoanalyse bekannt (Hartmann 1927). Trotzdem erscheinen vielen Kritikern der Psychoanalyse einige dieser Konstruktionen besonders verdächtig. Ein gelegentlicher Mangel an Vorsicht in der Formulierung von Hypothesen oder Freuds gelegentliche Vorliebe für auffallende Metaphern hat dazu geführt, daß die Analyse angeklagt wurde, ihre Begriffe zu anthropomorphisieren. Aber alle diese Fälle können durch eine sorgfältigere Formulierung, die diesen Einwand zunichte macht, ersetzt werden« (10).

Und weiter heißt es:

»Es ist durchaus möglich, daß Freud, ebenso wie jene »Wissenschaftler von großer Erfindungsgabe«, von denen Frenkel-Brunswick (1954) spricht, von den Beobachtungsdaten direkt zu hypothetischen Konstruktionen kam und erst später die vermittelnden Variablen ableitete. Es wird aber auch in Freuds Werk augenscheinlich, daß er keineswegs immer die Art

und Weise, wie er zu den Formulierungen seiner Konstruktionen gelangte, explizit dargestellt hat. Es ist schwer, die allgemeinen Bedingungen anzugeben, unter denen ein direkter Übergang von Daten zu Konstruktionen legitim oder fruchtbar wäre. Es wurde von Ellis (1950) vorgeschlagen, daß dort, »wo vermittelnde Variablen von begrenzter Nützlichkeit für die wissenschaftliche Theorie sind, hypothetische Konstruktionen die weitesten Gebiete der ausschlaggebenden Phänomene umfassen und, was Voraussage und Erklärung des Verhaltens betrifft, zu größtem Erfolg führen« (10).

Ziel der Psychoanalyse bleibt, so bekräftigt Hartmann nochmals gegen Ende seiner Abhandlung, die »Validierung psychoanalytischer Hypothesen« (10). Einwendungen kehrt er gegen die Kritiker:

»Dieser Umstand allein würde den Gebrauch der psychoanalytischen Situation zur *via regia* einer Psychologie der Persönlichkeit machen. In dieser Situation kommen Daten zum Vorschein, die anderen Methoden nicht oder nur schwer zugänglich sind« (10).

Zugleich aber macht Hartmann eine Konzession – und wir werden sehen, daß dies ein wunder Punkt ist, an dem die Kritiker in ihrer Antwort einhaken werden:

»Dieser Vorteil im Auffinden von Tatsachen hat aber natürlich in einer anderen Beziehung einen Nachteil: Eine Beobachtung, die ein Psychoanalytiker macht, mag einem anderen Psychoanalytiker, der die nötige Erfahrung besitzt, ganz glaubhaft, eine Deutung ganz überzeugend erscheinen, während einem, der das Gebiet mit einer anderen Methode und unter verschiedenen Untersuchungsbedingungen bearbeitet, dieselbe Beobachtung kaum glaublich, dieselbe Interpretation höchst unwahrscheinlich oder künstlich erscheinen mag. Für den Psychoanalytiker bilden die Beobachtungen von Daten und ihrer zeitlichen Folge, die vorläufigen Deutungen (auf der Suche nach den gemeinsamen Elementen in solchen Folgen) und die Sicherstellung seiner Deutungen durch den Vergleich mit nachfolgendem (und vorausgegangenem) Material einen konstanten Aspekt seiner Arbeit. Man kann wohl mit Sicherheit sagen, daß der größere Teil der Beweise für die Richtigkeit der psychoanalytischen Thesen noch immer auf dieser Arbeit des Psychoanalytikers beruht« (10).

So selbstbewußt Hartmann Psychoanalyse als eine allgemeine Gesetzesaussagen validierende Naturwissenschaft vorstellt, an einer Stelle zumindest taucht – unkommentiert in ihrer Bedeutung als Eingeständnis der Schwäche der Psychoanalyse – die absichernde Anlehnung an Experimentalpsychologie auf:

»Ähnlich sagt Hilgard (1952): »Es war möglich, viele den psychoanalytischen gleichwertige Phänomene im Laboratorium zu produzieren. Wo dies geschah, war die Übereinstimmung zwischen Vorhersage auf Grund der psychoanalytischen Theorie und dem tatsächlich Beobachteten im großen und ganzen sehr befriedigend« (10).

Eben weil Psychoanalyse in der Hartmannschen Ansicht nomologische Wissenschaft und nichts anderes ist, kann er diese Absicherung der psychoanalytischen Erfahrungen in zusätzlichen, nach den Regeln und mit den Mitteln der experimentellen Psychologie angelegten Untersuchungen der Psychoanalyse selbst einverleiben, und zwar unter der Bezeichnung als »Experimentalpsychoanalyse«:

»Natürlich kann man nicht erwarten, daß jede psychoanalytische These im Tierexperiment geprüft werden kann (Frenkel-Brunswik 1954). Es gibt auch auf dem Gebiet der Psychologie des Menschen ausgesprochene Grenzen der sogenannten »Experimentalpsychoanalyse«. Es scheint schwer zu sein (obwohl es gelegentlich versucht wurde), »reale« Konflikte mit dem Rüstzeug, das der »Experimentalpsychoanalyse« zur Verfügung steht (Hartmann und Kris 1945, Kris 1950 b), zu erforschen. Ich möchte hier aber einfügen, daß selbst Experimente, die darauf abzielen, »Lebenssituationen« nahe zu bleiben, wie dies in den Arbeiten von K. Lewin, Dembo, Zeigarnik und anderen der Fall ist, nicht ganz frei von solchen Einschränkungen sind« (10).

Daß es dabei zu einer völligen Verwischung des Unterschiedes zu behavioristischen Untersuchungen kommt, verwundert nicht mehr:

»Eine andere Quelle von möglicherweise fruchtbaren Kontakten birgt die Gegenüberstellung der Psychoanalyse und der Theorie des Lernens. So haben Dollard und Miller (1950) versucht, »eine systematische Analyse von Neurose und Psychotherapie im Sinne der psychologischen Prinzipien und sozialen Bedingungen des Lernens zu geben«. Sie rücken dabei die Freudschen Prinzipien in den Mittelpunkt, und der Theoretiker der Psychoanalyse wird, obwohl er oft nicht mit ihnen übereinstimmt, doch von diesen und ähnlichen Versuchen Nutzen ziehen« (10).

Wir werden sehen, daß die Behavioristen die angebotene Liaison nicht akzeptieren. Während Hartmann die Psychoanalyse als eine Erweiterung der naturwissenschaftlichen Psychologie ansieht, für die er geltend macht:

»... möchte ich W. Heisenberg zitieren: »der Übergang der exakten Naturwissenschaft ... zu einem neuen Erfahrungsbereich wird sich also nie so vollziehen, daß etwa die bisher bekannten Gesetze einfach auf die

neuen Erfahrungen anzuwenden wären. Vielmehr wird ein wirklich neuartiger Erfahrungsbereich stets dazu führen, daß sich ein neues System wissenschaftlicher Begriffe und Gesetze herausbildet, die zwar nicht weniger rational analysierbar, aber grundsätzlich anders als die früheren sind« (Heisenberg 1952)« (10),

ist für die Psychoanalyse allenfalls eine Fundgrube vorwissenschaftlich gewonnener heuristischer Anregungen. Die psychoanalytische Methode erfüllt ihrer unnachsichtigen Bewertung zufolge keineswegs den Anspruch, den sie an ein wissenschaftliches Verfahren stellen.

Die Antwort auf Hartmanns Darstellung erfolgte denn auch postwendend in einer – wie Ricoeur urteilt – »verheerenden Kritik« (12).

Ich verzichte auf eine Detailreferierung, der die verschiedenen Entgegnungen von psychoanalytischer Seite beizustellen wären. Beides würde nicht nur den Rahmen einer kurzen Orientierung über die Problematik sprengen, es würde uns auch von unserer eigenen Absicht entfernen und deren Entfaltung unnötig verzögern; ein kurzer Abriss der wichtigsten Feststellungen der einen und neuerliche Selbstdarstellungen auf der anderen Seite mögen genügen.

Zunächst seien die Einwände gegen die Psychoanalyse referiert:

1. Die Fähigkeit der Psychoanalyse zur empirischen Validierung ist zu bestreiten. Psychoanalytische Verfahren erfüllen keineswegs die Anforderungen einer strengen Beweislogik.
2. Die Psychoanalyse erschließt dort, wo das psychoanalytische Verfahren angewendet wird, ihre Daten durch Interpretation. Diese Interpretationen sind aber so sehr in die Beziehung von Analytiker und Analysand eingebunden, daß den Daten kein zureichender Objektivitätscharakter zuzubilligen ist. Das Material ist nicht allgemein zugänglich.
3. Bei konkurrierenden Interpretationen sind keine Entscheidungsregeln ausgearbeitet. Der Prozeß der Datensammlung ist nicht kontrollierbar.
4. Die psychoanalytischen Operationen leisten keine allgemein durchsichtigen und überprüfbaren Voraussagen; auch die Voraussagen sind in einer Weise in das Zusammenspiel von Analytiker und Analysand eingelassen, sind der Gefahr der Zirkularität ausgeliefert.

Ricoeur stellt dazu trocken fest: »Dieser Angriff gegen die Psycho-

analyse scheint mir nicht abwehrbar zu sein, wenn man es unternimmt, die Psychoanalyse in die Beobachtungswissenschaften einzureihen« (12).

1.2

Lassen wir vorderhand offen, ob die Angriffe durchgängig stichhaltig sind oder ob die Gegenangriffe und die verschiedenen Versuche, Psychoanalyse als Beobachtungswissenschaft zu formulieren, am einen oder anderen Punkt sie entkräften könnten. Zur Abkürzung der Diskussion werden wir uns darauf beschränken, den Streit auf seinem jüngsten Stand aufzugreifen, indem wir eine psychoanalytische Untersuchung der methodologischen Lage – ähnlich wie in der Hartmannschen Arbeit von 1958 – analysieren. Es handelt sich um die gründliche Darstellung *Issues in Research in the Psychoanalytic Process* von Wallerstein und Sampson, veröffentlicht 1971 im *International Journal of Psycho-Analysis*, dem Zentralblatt der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung (13). Wir werden in dieser Arbeit die schon von Hartmann vorgebrachten Argumente wieder finden, differenziert unter dem Eindruck der Angriffe auf die Tauglichkeit der Psychoanalyse als Beobachtungswissenschaft und erweitert um Argumente, die aus den Umformulierungsversuchen stammen. Bei der Behauptung der Psychoanalyse als wissenschaftlicher Disziplin wird noch einmal voll auf die Karte der szientifischen Postulate gesetzt – wobei die Entschlossenheit, kein Problem zu umgehen, die Arbeit auszeichnet und sie zu einer fruchtbaren Diskussionsgrundlage macht. Zu prüfen ist, ob die Bemühungen zwischen 1958 und 1970, das selbstgesteckte Ziel einer hieb- und stichfesten Präsentation der Psychoanalyse als *Beobachtungswissenschaft* zu erreichen, erfolgreich waren.

Die Arbeit von Wallerstein und Sampson eignet sich zu einer solchen Überprüfung umsomehr, als die Autoren nicht am vagen Verfahren einer Experimentalpsychoanalyse (die unter der Hand nicht-psychoanalytische Operationen einbezieht) ansetzen, sondern an der für Psychoanalyse charakteristischen Arbeit in der analytischen »Sitzung«. Hier ist in der Tat ja auch der Punkt, an dem sich entscheidet, ob Psychoanalyse eine (oder wie ich fragen möchte: »welche«) Wissenschaft ist. Ist Psychoanalyse Wissenschaft als Beobachtungswissenschaft – was für die Autoren Wallerstein